

PANTHEON



Niall Ferguson
Der falsche Krieg
Der Erste Weltkrieg und
das 20. Jahrhundert



PANTHEON

Niall Ferguson
Der falsche Krieg
Der Erste Weltkrieg und
das 20. Jahrhundert

Niall Ferguson

Der falsche Krieg

Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert

Aus dem Englischen von Klaus Kochmann

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart

Die Originalausgabe erschien 1998
unter dem Titel »The Pity of War« bei Allen Lane /
The Penguin Press, London

Für die deutsche Ausgabe wurde der Text
leicht gekürzt und überarbeitet

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Ferguson, Niall:

Der falsche Krieg : der Erste Weltkrieg und das
20. Jahrhundert / Niall Ferguson. Aus dem
Engl. von Klaus Kochmann. - Text für die dt. Ausg.
leicht gekürzt und überarb. - 2. Aufl.
Stuttgart : Deutsche Verlags-Anstalt, 1999
Einheitssacht.: The pity of war <dt.>
ISBN 3-421-05175-5

2. Auflage 1999

© 1998 Allen Lane

© 1999 Deutsche Verlags-Anstalt GmbH, Stuttgart
für die deutsche Ausgabe

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-641-11098-7

Inhalt

[Einleitung](#)

[1 Die Mythen des Militarismus](#)

[2 Imperien, Bündnisse und das Vorkriegs-Apppeasement](#)

[3 Großbritanniens Krieg der Illusionen](#)

[4 Waffen und Soldaten](#)

[5 Öffentliche Finanzen und nationale Sicherheit](#)

[6 Die letzten Tage der Menschheit: 28. Juni bis 4. August
1914](#)

[7 Augusttage: Mythos »Kriegsbegeisterung«](#)

[8 Wirtschaftliche Leistungsfähigkeit: Der vergeudete
Vorteil](#)

[9 Strategie, Taktik und Verluste](#)

[10 »Maximales Blutbad zu minimalen Kosten«:
Kriegsfinanzierung](#)

[11 Der Todesinstinkt: Warum Soldaten kämpften](#)

[12 Kapitulation und Gefangennahme](#)

[Schluß](#)

[Anhang](#)

[Bibliographie](#)

[Personenregister](#)

BILDTEIL

Einleitung

John Gilmour Ferguson war gerade 16 Jahre alt geworden, als der Erste Weltkrieg¹ ausbrach. Der Werbesergeant glaubte ihm - oder wollte ihm glauben -, als er hinsichtlich seines Alters log, aber bevor die Formalitäten des Eintritts in die Armee geregelt werden konnten, tauchte die Mutter des jungen Mannes auf und schleifte ihn nach Haus. Falls der Junge aus dem schottischen Fife in diesem Moment fürchtete, daß er das Kriegsgeschehen nun nicht mehr miterleben werde, sollte sich diese Besorgnis jedoch als ungerechtfertigt herausstellen. Als er sich schließlich im nächsten Jahr den Streitkräften anschließen konnte, war bereits jeder Gedanke daran verschwunden, daß es sich hier um einen kurzen Krieg handeln würde. Nach den üblichen Monaten der Ausbildung schickte man ihn in die Schützengräben als gemeinen Soldaten (Personalnummer S/22933) im 2. Bataillon der Seaforth Highlanders, die zur 26. Brigade in der 9. Division der britischen Expeditionsstreitkräfte gehörten. Er war einer von 557618 Schotten, die während des Ersten Weltkriegs in die britische Armee eintraten. Von diesen verloren mehr als ein Viertel - 26,4 Prozent - ihr Leben. Nur die serbische und die türkische Armee mußten ebenso schwere Verluste hinnehmen.² Aus meiner Sicht erfreulicherweise gehörte mein Großvater zu den glücklicheren 73,6 Prozent.

Über den Krieg meines Großvaters sind nicht viele Aufzeichnungen erhalten geblieben. Wie die überwältigende Mehrheit der Millionen Soldaten, die im Ersten Weltkrieg kämpften, veröffentlichte er weder Gedichte noch Kriegserinnerungen. Auch seine Briefe in die Heimat sind nicht mehr vorhanden. Seine Dienstakte

bleibt unauffindbar, und die Regimentsakten bieten nur die allerspärlichsten Informationen.³ Neben seinem Rang und seiner Personalnummer besteht das wenige anschauliche Material, über das ich verfüge, aus einer kleinen Schachtel mit einer winzigen Bibel, drei Orden und einigen wenigen Fotos von ihm in Uniform – auf diesen erscheint er als ein sehr versteinert dreinblickender Bursche mit einem Kilt. Der erste Orden, die British Medal, zeigt einen nackten Mann auf dem Rücken eines Pferdes. Hinter dem Reiter befindet sich die Jahreszahl 1914; und an den Nüstern des Rosses ist das traditionell als Kriegsende betrachtete Jahr 1918 verzeichnet. Unter den Hinterhufen des Tieres kann man einen Schädel sehen – der bald zerschmettert werden wird. Die andere Seite der Medaille erinnert lediglich an eine alte Münze. Sie trägt das gramvolle Profil des Königs und die Inschrift:

GEORGIUS V. BRITTONN. REX. ET. IND. IMP

Die Bildersprache der Victory Medal ist ebenfalls klassisch. Vorn sieht man einen geflügelten Engel, der einen Olivenzweig in der rechten Hand trägt und mit der linken winkt. Doch es ist nicht ganz deutlich, ob dieses Wesen die britische Frauenwelt versinnbildlicht, die den Überlebenden daheim willkommen heißt, oder den Todesengel repräsentiert, der zum Abschied grüßt. Die Inschrift auf der anderen Seite lautet (diesmal in englischer Sprache)

DER GROSSE KRIEG FÜR DIE ZIVILISATION 1914 bis
1919⁴

Der dritte Orden, über den mein Großvater verfügte, war ein Eisernes Kreuz – ein Andenken, von einem toten oder gefangengenommenen Deutschen mitgenommen. Ich habe mich oft gefragt, wem diese Auszeichnung gehört haben

mag - einem von zwei Millionen deutschen Soldaten, die den Krieg nicht überlebten.

Der Erste Weltkrieg wird heute in Deutschland und in Großbritannien mit anderen Augen gesehen. In Deutschland erscheint er als ein Ereignis, das von seinen eigenen Konsequenzen überschattet wird, und es hat daher seine historische Identität fast vollständig verloren. Und es gibt Anzeichen dafür, daß der Erste Weltkrieg von den deutschen Historikern als der Keim für die Novemberrevolution von 1918, für den Sturz der Weimarer Republik, den Aufstieg des Nationalsozialismus oder die Kriegsverbrechen des Dritten Reichs betrachtet wird.

Zwar handelt dieses Buch genauso sehr von Deutschland wie von Großbritannien, und es verdankt tatsächlich vieles deutscher Gelehrtenarbeit, dennoch kommt der britischen Perspektive eine große Bedeutung zu. Es mag sich daher lohnen, dem deutschen Leser die ganz andersartige Bedeutung dieses Krieges für Großbritannien zu erklären, wo er in vielfacher Weise den Zweiten Weltkrieg im öffentlichen Bewußtsein in den Schatten stellt. Ich bezweifle zum Beispiel, ob viele deutsche Historiker behaupten können, sowohl mit ihrer Grundschule als auch mit ihrer Sekundarschule eine Kriegergedenkstätte besucht zu haben, die dem Andenken der Gefallenen des Ersten Weltkriegs gewidmet war. Genauso aber war es mit meiner Schule, der Glasgow Academy, die offiziell kurz nach dem Kriege in ein »lebendes« Kriegsdenkmal verwandelt wurde. Jeden Morgen war das erste, was ich sah, wenn ich mich der Schule näherte, eine blasse Granitplatte, die an der Ecke Great Western Road und Colebrooke Terrace stand, und sie trug die Namen früherer Schüler dieser Schule, die während des Krieges gefallen waren. Eine ähnliche »Ehrenliste« gab es in der zweiten Etage des Hauptgebäudes der Schule, eines höhlenartigen neoklassischen Gebäudes, und über all diesen Namen von Toten in Großbuchstaben befand sich die Inschrift, die ich

als das Vaterunser kennenlernen sollte, das wir jeden Morgen gemeinsam murmelten, wenn wir uns versammelten:

SAY NOT THAT THE BRAVE DIE.

[Laß nicht zu, daß die Tapferen sterben]⁵

Ich denke, mein erster ernsthafter historischer Gedanke war ein Einwand gegen jene unbeugsame Aufforderung zur Unterlassung. Aber sie *waren doch gestorben*. Warum sollte man dies leugnen?

Selbstverständlich sah ich im Fernsehen mehr über den Zweiten Weltkrieg. Aber vielleicht erschien mir gerade aus diesem Grund der Erste Weltkrieg als eine viel ernsthaftere Angelegenheit, noch bevor ich erfuhr, daß im Ersten Weltkrieg mehr als doppelt so viele Briten getötet worden waren als im Zweiten.⁶

Wie so viele britische Schulkinder meiner Generation wurde ich in einem sehr frühen Alter (nämlich mit 14 Jahren) in die Dichtung von Wilfred Owen (1893-1918) eingeführt - sein »Dulce et decorum est«, das den »süßen Tod« fürs Vaterland als »alte Lüge« entlarvt, geht mir immer noch schneidend kalt durch den Kopf:

Gas! GAS! Quick boys! (...)

If you could hear, at every jolt, the blood
Come gargling from the froth-corrupted lungs,
Obscene as cancer, bitter as cud
Of vile, incurable sores on innocent tongues, -
My friend, you would not tell with such high zest
To children ardent for some desperat glory,
The old Lie. Dulce et decorum est
Pro patria mori.

[Gas! GAS! Schnell Jungs! (...)]

Kommt gurgelnd aus den schaumverdorbene[n] Lungen;
Obszön wie Krebs, bitter wie Wiedergekäutes

Von abscheulichen Wunden auf unschuldigen Zungen, -
Mein Freund, du würdest nicht reden mit so hoher
Begeisterung
zu Kindern, die glühen nach irgendeinem verzweifelten
Ruhm,
Die alte Lüge: Dulce et decorum est
Pro patria mori:
- Süß und ehrenhaft ist es
für das Vaterland zu sterben.]

Siegfried Sassoons (1886-1967) »Memoirs of a Fox-Hunting Man« zählte zum Unterrichtsstoff in der fünften oder sechsten Klasse. Ich erinnere mich auch, Robert von Ranke-Graves (1895-1985) »Goodbye to All That« und Ernest Hemingways »Farewell to Arms« [deutsch: »In einem anderen Land«] gelesen zu haben; und ich habe eine recht gute, weil zurückhaltende Fernsehadaptation von Vera Britains »Testament of Youth« gesehen. Am Bildschirm lernte ich auch die Filmversionen von »Im Westen nichts Neues« kennen, meine erste Bekanntschaft mit der Erfahrung der Deutschen. Aber es war »Dulce et decorum est« - mit seiner pädagogischen Botschaft, so unverblümt vom Erstickungstod eines *Knaben* handelnd -, das mich prägte. Ich fand es seltsam, daß man von uns erwartete, dieses Gedicht am Morgen auswendig zu lernen, um danach die Uniform des Kadettenkorps anzuziehen und am gleichen Nachmittag in dieser Kluft auf dem Schulhof zu paradien.

Trotz der Tatsache, daß ich etwa 50 Jahre nach seinem Ausbruch geboren wurde, übte der Erste Weltkrieg auf mich eine Wirkung aus - wie auf viele andere junge Briten, die zu jung waren, um Erinnerungen aus erster Hand daran zu besitzen. Es war jedoch eine Begegnung mit der *deutschen* Literatur, die aus dem Krieg hervorgegangen war, die mich als jungen Studenten zur Geschichtswissenschaft führte. Beim Edinburgh Festival im

Jahre 1983 sah ich eine Vorstellung des Glasgow Citizen's Theatre, es führte das Schauspiel »Die letzten Tage der Menschheit« des Wiener Satirikers Karl Kraus auf. Hier wurde der Erste Weltkrieg in seiner grotesken Absurdität lebendig, gesehen aus der Kaffeehausperspektive von Karl Kraus' scharfzüngigem Nörgler. Ich war von der zentralen These des Stücks tief beeindruckt, daß der Krieg eine Art von gewaltigem Medienereignis darstellte, der seinen Ursprung und seine Fortsetzung den Verfälschungen der Sprache und damit der Wirklichkeit durch die Presse verdankte. Es war ganz offensichtlich, daß Kraus' beißende Kriegskritik kein Gegenstück in englischer Sprache besaß. Als ich an jenem Abend das Theater verließ, faßte ich den Vorsatz, deutsch zu lernen, um das Drama im Original zu lesen. Damals ging mir zum ersten Mal der Gedanke durch den Kopf, etwas über den Ersten Weltkrieg zu schreiben.

Eine spätere und weniger heftig wirkende Begegnung mit John Maynard Keynes' Werk »General Theory of Interest, Employment and Money« [deutsch: »Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes«, München 1936] veranlaßte mich, neben Geschichte das Studium der Wirtschaftswissenschaften aufzunehmen. Das Ergebnis dieser beiden Entscheidungen war eine Doktorarbeit über die ökonomischen Folgen des Krieges - insbesondere über die Inflation - im »deutschen Glasgow«, nämlich in der Stadt Hamburg. Diese Dissertation⁷ stand am Anfang eines Jahrzehnts, in dem ich über ökonomische Aspekte des Ersten Weltkriegs, seine Ursprünge, seinen Verlauf und seine Folgen arbeitete. Einige meiner Ergebnisse sind bereits in wissenschaftlichen Zeitschriften erschienen, und einiges Weitere ist einem noch kleineren Publikum bei akademischen Tagungen, Vorlesungen oder Lehrveranstaltungen zugänglich gemacht worden.⁸ Das vorliegende Buch strebt danach, die Resultate dieser Beschäftigung in etwas umzuformen, das jener schwer

faßbaren Person des interessierten Lesers außerhalb der Fachgrenzen zugänglich ist, die anzusprechen ich als die erste Pflicht jedes Historikers betrachte.

Fragen an die Geschichte

Der Grund, ein weiteres Buch über den Ersten Weltkrieg zu schreiben, liegt naturgemäß nicht darin, in anderem Gewand das zu wiederholen, was andere zuvor schon gesagt haben. Bei diesem Buch handelt es sich ganz ausdrücklich nicht um ein Lehrbuch oder um einen Leitfaden. Mein Vorhaben zielt nicht auf eine ins einzelne gehende erzählende Darstellung des Krieges, das kann man anderswo finden.⁹ Auch versuche ich nicht, »die ungeheuer große Zahl der Gesichter des Krieges« zu behandeln¹⁰: Viele Aspekte der Auseinandersetzung und einige Kriegsschauplätze kommen in dem Buch gar nicht oder nur am Rande vor. Andererseits – und dem Risiko ins Auge blickend, in einem interdisziplinären Niemandsland harsche Kritik zu ernten – habe ich mich bemüht, aus den tiefen Schützengräben der akademischen Spezialisierung hinauszutreten. Vor allem habe ich versucht, Wirtschafts- und Sozialgeschichte enger als gewöhnlich mit diplomatischer und militärischer Geschichte zu verbinden. Militärhistoriker haben bislang eine Neigung zu erkennen gegeben, strategische und taktische Fragen zu erörtern, ohne angemessene Aufmerksamkeit auf die wirtschaftlichen Zwänge zu lenken, unter denen Generäle Entscheidungen treffen mußten. Wirtschafts- und Sozialhistoriker tendierten indes besonders in Deutschland dazu, das unmittelbare Kampfgeschehen zu vernachlässigen. Bewußt oder unbewußt gingen sie davon aus, daß der Krieg an der »Heimatfront« und nicht auf dem Schlachtfeld entschieden wurde.¹¹ Und die meisten Historiker neigen immer noch dazu, den Krieg aus dem

Blickwinkel eines einzelnen Nationalstaats zu untersuchen. Nirgends ist dies offensichtlicher als in jenen Werken, die die Auswirkungen des Krieges in der Literatur behandeln.¹² Aber es ist auch ein Grundzug vieler kürzlich erschienenener Bände mit Essays und Konferenzberichten, die die Arbeit von Spezialisten vereinigen, ohne Synthesen zu formulieren.¹³

Mein Ansatz ist ein analytischer. Die folgenden acht Fragen möchte ich gern beantworten:

1. War der Krieg aufgrund des Militarismus, des Imperialismus, der Geheimdiplomatie oder des Rüstungswettlaufs unvermeidbar? (Kapitel eins bis vier)?

2. Warum setzte die deutsche Führung auf Risiko, indem sie sich 1914 für den Krieg entschied (Kapitel fünf)?

3. Aus welchen Beweggründen entschied sich die britische Führung zum Eingreifen, als der Krieg auf dem Kontinent ausbrach (Kapitel sechs)?

4. Wurde der Krieg, wie oftmals behauptet wird, wirklich mit allseitiger Begeisterung begrüßt (Kapitel sieben)?

5. Warum reichte die gewaltige wirtschaftliche Überlegenheit des British Empire nicht aus, den Mittelmächten schneller und ohne amerikanisches Eingreifen eine Niederlage beizubringen (Kapitel acht und zehn)?

6. Warum gelang es dem deutschen Heer trotz seiner militärischen Überlegenheit nicht, den Sieg über die britischen und französischen Armeen an der Westfront ebenso zu erreichen, wie es den Sieg über Serbien, Rumänien und Rußland errang (Kapitel neun)?

7. Was veranlaßte die Soldaten, den Kampf fortzusetzen, wenn die Lebensumstände auf dem Schlachtfeld, wie den Schilderungen der Kriegsliteratur zu entnehmen ist, unvorstellbarem Grauen gleichen (Kapitel elf)?

8. Warum erlahmte schließlich die Kampfkraft der Soldaten (Kapitel zwölf)?

Im Rahmen einer Einleitung und um zu zeigen, warum sich auf diese Fragen neue Antworten finden lassen, möchte ich die widersprüchliche Natur der Ansichten, die über dieses Thema am weitesten verbreitet sind, und die Art und Weise, wie man sich daran erinnert, hervorheben. Erstens heißt es, der Krieg sei grausam gewesen. Zweitens sagt man, er sei dennoch unvermeidlich gewesen. Es lohnt sich zu fragen, woher diese Vorstellungen stammen. Historiker tun gut daran, sich ins Gedächtnis zu rufen, daß sie tatsächlich der eigenen Zunft nur sehr wenig verdanken.

Der Krieg - das Böse

Das Fortleben der Vorstellung, der Krieg sei »eine schlechte Sache« gewesen, verdankt einer literarischen Gattung sehr viel, die gemeinhin als »Kriegsliteratur«, genauer als »Antikriegsliteratur« bezeichnet wird.

Einige Zeit vor Ende des Krieges begannen britische Soldaten Gedichte zu schreiben, die die traditionelle romantische, pastoral-elegische Diktion der Viktorianer, Edwardianer und Georgianer vermieden.¹⁴ Siegfried Sassoon verfaßte sein erstes Kriegsgedicht »In the Pink« im Februar 1916¹⁵ und veröffentlichte dann in dem Band »The Old Huntsman« im Mai des folgenden Jahres weitere Kriegsslyrik. Der Band »Counter-Attack« erschien 1918, dem gleichen Jahr, da Richard Aldingtons »The Blood of the Young Men« (- »Wir sind das Blut leid, den Geschmack und den Anblick« -) herauskam.¹⁶ Zum Zeitpunkt seines Todes im Jahre 1918 hatte Owen mehr als 100 Gedichte geschrieben, doch erst nach dem Krieg begann sein Werk ein größeres Publikum zu finden.¹⁷ Edmund Blundens »Third Ypres« [Die dritte Schlacht von Ypern] wurde ebenfalls nach dem Krieg veröffentlicht¹⁸, wie auch Ivor Gurneys »Strange Hells«.¹⁹

Auf der anderen Seite der Frontlinie traten Dichter wie Wilhelm Klemm, Carl Zuckmayer und der blutjunge Alfred Lichtenstein, der im September 1914 in Vermandovillers bei Reims fiel, hervor, die mit ihren Texten eine denen von Sassoon und Owen vergleichbare Botschaft verkündeten. Tatsächlich kann man Lichtenstein als einen der ersten Antikriegsdichter betrachten. Sein »Gebet vor der Schlacht« nimmt Sassoons Stilwechsel um anderthalb Jahre voraus:

Inbrünstig singt die Mannschaft, jeder für sich:
Gott, behüte mich vor Unglück,
Vater, Sohn und heiliger Geist,
Daß mich nicht Granaten treffen,
Daß die Luder, unsre Feinde,
Mich nicht fangen, nicht erschießen,
Daß ich nicht wie'n Hund verrecke
Für das teure Vaterland.

Sieh, ich möchte gern noch leben,
Kühe melken, Mädchen stopfen
Und den Schuft, den Sepp, verprügeln,
Mich noch manches Mal besaufen
Bis zu meinem selgen Ende.
Sieh, ich bete gut und gerne
Täglich sieben Rosenkränze,
Wenn du, Gott, in deiner Gnade
Meinen Freund, den Huber oder
Meier, tötetest, mich verschonst.

Aber muß ich doch dran glauben,
Laß mich nicht zu schwer verwunden.
Schick mir einen leichten Beinschuß,
Eine kleine Armverletzung,
Daß ich als Held zurückkehr,
Der etwas erzählen kann.

Carl Zuckmayers Verse von 1917 über das Los des jungen Soldaten - Hunger, Tod, Läuse, Trinken, Kämpfen und Onanieren - bilden das Grauen der Wirklichkeit im Krieg dichter ab als alles, was Owen geschrieben hat.²⁰ Die Kriegsdichtung war also keine englische Besonderheit, wie man hin und wieder angenommen hat.²¹ Eine kürzlich erschienene Poesiesammlung aus dem Ersten Weltkrieg enthält Werke von über 50 Autoren, die fast alle am Krieg teilnehmenden Staaten repräsentieren.²²

Sodann ist die Antikriegsprosa zu nennen: die Kampfschriften, Kriegserinnerungen und Kriegsromane, von denen einige so autobiographisch sind, daß sie im weiteren Sinne Memoiren darstellen. In Großbritannien waren die ersten Autoren, die sich kritisch mit dem Phänomen des Krieges in Prosa-Texten beschäftigten, die, die am Kampf nicht teilgenommen hatten. George Bernard Shaw verbrachte den Winter 1914 damit, die offiziellen Rechtfertigungsschriften der einander bekämpfenden Mächte zu studieren, bevor er sein Werk »Common Sense about the War« [deutsch: Der gesunde Menschenverstand im Krieg, Zürich 1919] schrieb, in dem sozialistische und eigene Überzeugungen ineinandergreifen. Vorausgegangen war ein Zeitungsartikel, in dem er Soldaten beider Seiten drängte: »Erschießt Eure Offiziere und geht nach Hause.«²³ Ein Artikel von Francis Maynells beschwor Dezember 1914 unter dem Titel »Der Krieg ist ein Verbrechen« lebhaft Bilder von den »schrillen, verstümmelten und stinkenden Schrecken des Schlachtfeldes« und »dem Schlachten und Zermalmen und Schänden unschuldiger Menschen« herauf. Clive Bells »Peace at Once« (1915) war in einem nüchterneren Ton gehalten. Bell teilte Shaws Überzeugung, daß der Krieg nur »einigen wenigen Kapitalisten« nützen würde.²⁴ Und Ford Madox Ford beschrieb dicht am Geschehen verblüfft -

er beobachtete die Schlacht an der Somme von einem Beobachtungspunkt aus -: »... eine Million Soldaten, die sich gegeneinander bewegen (...) in eine Hölle der Angst hinein.«²⁵

Der erste bedeutsame Versuch eines britischen Autors, in Romanform Kritik zu üben, war »Mr. Britling Sees It Through« (1916), in dem H.G. Wells die Frage stellte: »Für was haben wir eigentlich gekämpft? Für was kämpfen wir jetzt? Kann das irgend jemand sagen?« Nach zwei Jahren Dauer, so legte Wells nahe, war der Krieg bloß zu einer »monströsen Anstrengung und Verschwendung« geworden.²⁶ Zwei Frauen - Agnes Hamilton und Rose Allatini - formulierten ihre Einwände gegen den Krieg 1916 beziehungsweise 1918 noch heftiger.²⁷ Und in den Jahren 1916/1917 beklagte D.H. Lawrence die »Gewalttätigkeit und Ungerechtigkeit und Zerstörung«, die der Krieg mit sich brachte, und sagte voraus: »Die Sintflut des herabregnenden Eisens wird die Welt hier vollkommen zerstören«. Der Krieg habe »die lang gewachsene europäische Zivilisation zerstört.«²⁸

War der Krieg vorüber, schlugen zuweilen selbst Propagandisten einen anderen Ton an. In »The Realities of War« (1920) widerrief der frühere Kriegskorrespondent Philip Gibbs seine eigenen Berichte aus der Kriegszeit, es habe ein

»großes Zerlegen des Fleisches unserer jungen Männer (gegeben), während die alten Männer ihre Opferung hinnahmen und die Profitmacher reich wurden und die Feuer des Hasses durch patriotische Bankette und in Redaktionsesseln angefacht wurden (...). Die moderne Zivilisation wurde auf diesen von Feuern brennenden Feldern zerstört (...). [Es gab] ein monströses Massaker an menschlichen Wesen, die zum selben Gott beteten, die dieselben Freuden des Lebens liebten und einander nicht haßten, solange der Haß nicht durch ihre Beherrscher, ihre Philosophen und ihre Zeitungen ausgelöst und entflammt wurde. Der deutsche Soldat verfluchte den Militarismus, der ihn in dieses Entsetzen getrieben hatte. Der britische Soldat (...) schaute auf seiner Seite der Linie zurück und sah (...) die Übel der Geheimdiplomatie, die mit dem

Leben einfacher Menschen jonglierte, so daß der Krieg ohne ihr Wissen oder ihre Zustimmung auf sie herabkam, er sah das Übel der Herrscher, die den deutschen Militarismus (...) wegen seiner Stärke im Wettbewerb haßten, und das Unheil einer Torheit in den Köpfen von Männern, die sie gelehrt hatten, den Krieg als glorreiches Abenteuer zu betrachten (...).«²⁹

Gibbs war nicht der einzige Journalist, der sein Tun bedauerte. Für einen anderen Journalisten, für Harold Begbie war der Krieg »solch ein Zerfleischen durch Metzerei, solch eine unterschiedslose Anarchie der Schlächtereier und der Verstümmelung, solch ein Gemetzel, das an Schmutz und ans Tollhaus erinnerte, wie es seit Beginn aller Zeiten noch niemand erlebt hat«. ³⁰

Wie Samuel Hynes, der Herausgeber der Kriegstexte, gezeigt hat, gab es in der britischen Belletristik der 20er Jahre eine Fülle von Werken dieser Art. Ford Madox Fords Held Christopher Tietjens in der Romanserie »Parade's End« personifiziert den Niedergang und Fall der englischen Elite, die von den politischen Abenteurern daheim betrogen wird. ³¹ In Michael Arlens »The Green Hat« (1924) gibt es ein ähnliches aristokratisches Opfer. ³² Und Virginia Woolf führt in »Mrs. Dalloway« ein weiteres Kriegsoffer vor: den zum Selbstmord neigenden Exsoldaten Septimus Smith, er ist der Urtyp eines »Mannes, für den die Dinge erledigt sind«, aus dessen Sicht der Krieg die Welt um jede Bedeutung gebracht hat. ³³

Besonders fällt auf, wie weit die Nachkriegsschwermut über den literarischen Bloomsbury-Kreis hinausreichte. Selbst ein chauvinistischer Autor wie John Buchan - dessen Kriegserzählung »Greenmantle« [deutsch: »Grünmantel«, Zürich 1971] ein Vorbote des Mythos von »Lawrence of Arabia« war - war nicht immun dagegen. In Buchans Werk »A Prince of the Captivity« (1933) gibt es eine zentrale Gestalt, Adam Melfort, einen asketischen Kriegshelden, der darum kämpft, in der Nachkriegswelt voller Kosmopoliten und Proletarier eine nützliche Verwendung für seine

zwanghafte, aufopfernde Tapferkeit zu finden.³⁴ Zu diesem Zeitpunkt drängte es Buchan, sich selbst davon zu überzeugen, daß der Krieg nicht umsonst gewesen war. Und Autoren, die zu jung waren, um irgendeine Rolle im Krieg zu spielen, sahen ihre Aufgabe in der Parteinahme gegen den Krieg. Ein Schlüsselereignis in Lewis Grassie Gibbons »A Scots Quair« (1932-1934) ist die Hinrichtung des Ehemanns der Heldin Chris Ewan wegen Fahnenflucht.³⁵ C.S. Foresters »The General« (1936) leistete eine ganze Menge zur Propagierung des Stereotyps vom vertrottelten, britischen Befehlshaber.³⁶

Doch das (oft halbfiktionale) Zeugnis von ehemaligen Soldaten hat sich als einflußreicher erwiesen als alle belletristischen Werke. Einer der frühesten und langlebigsten Romane eines britischen Veteranen, A.P. Herberts »The Secret Battle« (1919), stützte sich auf den Fall von Edwin Dyett, einem Unterleutnant der Marine, der wegen Feigheit erschossen wurde: Der Kern des Geschehens besteht darin, daß »Harry Penrose« ein tapferer Mann war, dessen Nerven zerrüttet waren, weil er lange den Schrecken des Kampfes ausgesetzt war.³⁷ Ferner veröffentlichte der Leitartikler des *Guardian* und Kriegsveteran C.E. Montague 1922 unter dem Titel »Disenchantment« seine polemischen Erinnerungen, in Großbritannien ganz sicher die einflußreichste aller Veröffentlichungen nach dem Kriege. Als Ergebnis des Krieges, so prägte er eine Formulierung, die immer noch nachhallt, »spürten die Löwen, daß sie die Esel durchschaut hatten«.³⁸

Als 1926 Montagues Roman »Rough Justice« erschien, war er Teil einer Welle von britischer Kriegsliteratur, es schien, als habe man ein Jahrzehnt gebraucht, um die Erfahrung verständlich zu machen oder zumindest zum Ausdruck bringen zu können. T.E. Lawrence' Werk »Seven

Pillars of Wisdom [deutsch: Die sieben Säulen der Weisheit, Stuttgart 1931] erschien 1926 als Privatdruck und wurde in bearbeiteter Form im folgenden Jahr unter dem Titel »Revolt in the Desert« allgemein zugänglich. Ebenfalls 1926 kam es zur Veröffentlichung von Herbert Reads »In Retreat«, und es folgte eine stattliche Zahl weiterer Werke.³⁹ Sassoons bitteres Wort, »der Krieg war ein schmutziger Trick, der gegen mich und meine Generation angewandt worden ist«, zählt zu den vielen Selbsterkundungsversuchen, die man aus den Büchern dieser Zeit zitieren könnte.

Die Verdammnis des Kriegs hallte auch anderswo nach. Henri Barbusse' »Le Feu« (1916) – von dem bis Kriegsende 300000 Exemplare verkauft wurden – setzte einen frühen Maßstab für den Ekel der Franzosen angesichts des Kriegs an der Westfront. Übertroffen wurde dieses Werk nur durch die niederdrückenden ersten Kapitel des Werks seines politischen Gegners, Louis-Ferdinand Célines »Voyage au bout de la nuit« [deutsch: Reise ans Ende der Nacht, Leipzig 1932].⁴⁰ Im Jahre 1936 ließ Roger Martin du Gard sein Werk »Sommer 1914« erscheinen, der vorletzte Band seiner großen Familienromanserie »Die Thibaults«. Jacques Thibault stirbt, während er im August 1914 versucht, pazifistische Flugblätter an französische und deutsche Soldaten zu verteilen. In dem Jahr, da dieses Buch erschien, schrieb der Autor an einen Freund: »Alles lieber als Krieg! Alles! (...) Nichts, keine Heimsuchung, keine Knechtschaft kann mit dem Krieg verglichen werden (...).«⁴¹

In Deutschland erschien der berühmteste aller Antikriegsromane, Erich Maria Remarques »Im Westen nichts Neues« (1929). Aber Remarque war nicht der einzige Antikriegsautor der Weimarer Zeit. Ähnliche Gefühle wurden in Ludwig Renns »Krieg«, das ein Jahr zuvor erschienen war, zum Ausdruck gebracht. In Österreich erschien Andreas Latzkos »Menschen im Krieg«

(1917). Wien brachte auch die schärfste Kritik des Krieges hervor, die für das »Marstheater« (Karl Kraus) verfaßt wurde: Karl Kraus' »Die letzten Tage der Menschheit«, ein Werk, das der Autor 1915 begonnen hatte und schließlich im Mai 1922 publizierte.⁴²

Die Erinnerung an die Schrecken des Krieges lebt auch in der Malerei in schauerlichen Bildern fort. Paul Nash wollte, daß seine unheimlichen, schlammerfüllten Landschaften wie »The Menin Road« (1919) »die Worte von Männern in Erinnerung rufen, die für jene kämpfen, die unentwegt weiter machen wollen (...) und möge es in ihren lausigen Seelen brennen«.⁴³ Max Beckmanns kurze und traumatische Soldatenkarriere veränderte seinen Stil als Künstler vollkommen, ein Wandel, der von erschütternden Zeichnungen verwundeter Kameraden eingeleitet wurde.⁴⁴ Auch das Werk von George Grosz war von seinen Erfahrungen als Kriegsfreiwilliger beeinflusst. Seine groteske Zeichnung »Die Glaubensheiler« (datiert 1918) zeigt einen Sanitätsoffizier, der ein Skelett als »kriegsverwendungsfähig« deklariert. Die vom Krieg inspirierten Bilder der Avantgarde haben bis heute ihre schockierende Wirkung nicht verloren. George Leroux' Bild »Hölle« (1917-1918) ist wahrhaftig ein Abbild des Infernos, mit seinen Gasmasken tragenden *poilus* (Spitzname für den französischen Soldaten im Ersten Weltkrieg) und Leichen, die in einer Landschaft von Schlamm, Wasser und dunklem Rauch kaum mehr sichtbar sind.⁴⁵ Und es ist kaum vorstellbar, daß eine künstlerische Gestaltung die in Max Slevogts »Die Mütter« ausgedrückte Qual einer unendlichen Kolonne wehklagender Frauen längs eines endlosen Grabens voll toter Männer übertreffen könnte.⁴⁶

Notwendiger Krieg?

Ein Historiker vor allen anderen richtete das Augenmerk auf die Immoralität des »Großen Krieges« und verschaffte dieser Auffassung damit breite Anerkennung. A.J.P. Taylors zuerst 1963 publizierte Werk »The First World War« bleibt bis heute das erfolgreichste aller Bücher zu diesem Thema: Ende der 80er Jahre waren mindestens eine viertel Million Exemplare davon verkauft.⁴⁷ Es war das erste für Erwachsene geschriebene historische Werk, das ich als Knabe gelesen habe. Das Foto eines abscheulich verwesenen Soldatenleichnams auf dem Umschlag des Exemplars meiner Eltern bedeutete für mich die erste Begegnung mit einem toten Körper. Taylor widmete dem Krieg eine Untersuchung über Torheit und Sinnlosigkeit: »Die Staatsmänner wurden überwältigt von der Größe der Ereignisse. Auch die Generäle wurden überwältigt (...). Sie alle irrten mehr oder weniger hilflos umher (...). Niemand fragte, was Sinn und Zweck des Krieges war. Die Deutschen hatten den Krieg begonnen, um ihn zu gewinnen; die Alliierten kämpften so, daß sie ihn nicht verloren (...). Den Krieg zu gewinnen war Selbstzweck.«⁴⁸ Dieser sinnlose Krieg wurde außerdem auf unvernünftige und verschwenderische Art geführt: Um Verdun kämpfte man »buchstäblich um des Kämpfens willen«, die dritte Schlacht von Ypern war »die blindeste Schlächtereie eines blinden Krieges«. Taylor neigte keineswegs zur Sentimentalität; aber genau durch seinen scharfen - und zuweilen sarkastischen - Ton ergänzte er die anschaulich erzählten Darstellungen, die kurz vorher in englischer Sprache erschienen waren: Sie stammten von Leon Wolff, Barbara Tuchman, Alan Clark und Alistair Horne.⁴⁹ Zu jener Zeit, da diese Bücher erschienen, wettete Robert Kee gegen den »gigantischen Schwindel, durch den führende Politiker und Generäle (...) mächtiger und wohlhabender wurden (...) auf Kosten von Millionen Männern in einer Hölle (...) die in gewisser Hinsicht den

Konzentrationslagern entsprach, die für NS-Deutschland unverzichtbar waren«, eine Analogie, die kein deutscher Autor ziehen würde.⁵⁰ In den Jahren, die seitdem vergangen sind, ist diese Leidenschaft nicht erloschen. Sich auf die Erinnerungen von Kriegsveteranen und die Entrüstung ihres Autors stützend, haben Lyn Macdonalds Bände über die entscheidenden Phasen des Krieges an der Westfront dazu beigetragen, die Vorstellung zu bekräftigen, daß der Krieg die schiere Hölle darstellte und die Soldaten deren Opfer waren.⁵¹ Und britische Generäle werden weiterhin als »Metzger und Stümper« bezeichnet.⁵²

Es ist jedoch wichtig zu erkennen, daß all diese Positionen innerhalb der historischen Zunft nur von einer Minderheit vertreten werden. Tatsächlich hat eine überraschend große Zahl von Historikern darauf bestanden und pocht immer noch darauf, daß der Erste Weltkrieg nicht »sinnlos« war. Wenn er eine grauenvolle Seite besaß, dann handelte es sich dabei in ihren Augen um ein notwendiges Übel.

Selbstverständlich hat man seit Beginn des Ersten Weltkrieges immer wieder versucht, diesen zu rechtfertigen. Die verschiedenen am Krieg beteiligten Regierungen hatten es eilig, ihre eigenen offiziellen Erklärungen für den Kriegsausbruch in Büchern in verschiedenen Schattierungen zu publizieren: Es gab das belgische Graubuch, das österreichische Rotbuch, das russische Schwarzbuch und das deutsche Weißbuch.⁵³ Zeitungen und Verlage schickten sich hastig an, den Krieg zu rechtfertigen. Allein in Großbritannien gab es bis Ende 1915 bereits sieben Geschichtsserien: diejenigen der *Times* und des *Guardian* sowie auch aus dem Augenblick heraus entstandene Geschichtswerke von anerkannten Autoren wie John Buchan, Sir Arthur Conan Doyle, William Le Queux, sogar von Edgar Wallace. Bis Kriegsende hatte es Buchan geschafft, nicht weniger als 24 Bände auf den

Markt zu bringen. Das war sogar mehr, als die *Times* zuwege brachte (sie lag mit 21 Bänden an zweiter Stelle).⁵⁴ Was all diese Bände gemeinsam haben, ist ein unerschütterliches Vertrauen in die Unanfechtbarkeit der britischen Sache.

Dasselbe läßt sich über die nach dem Krieg publizierten offiziellen Kriegsgeschichten sagen. Es ist unmöglich, deren Spielraum und Umfang hier gerecht zu werden. Für Großbritannien stellt Sir James Edmonds 14bändige Darstellung des Landkrieges an der Westfront das umfangreichste Unternehmen dar.⁵⁵ Für die Sieger war der Krieg verhältnismäßig leicht zu rechtfertigen: Aus britischer Sicht hatte Deutschland eine Bedrohung des Empire dargestellt, und das britische Weltreich war der Herausforderung erfolgreich begegnet. Unter den Umständen, die sich in Deutschland aus Niederlage und Revolution ergaben, war die Aufgabe schwieriger. Dennoch ist das 14bändige Reichsarchiv-Werk »Der Weltkrieg« von hartnäckigem Stolz auf die operativen Erfolge der Deutschen erfüllt. Bezeichnenderweise erblickte der Schlußband des Reihenwerkes nicht vor Ende des Zweiten Weltkriegs das Licht der Öffentlichkeit.⁵⁶

Weniger apologetisch waren ihrer Natur nach Dokumentensammlungen, die nach 1918 veröffentlicht wurden. Selbstverständlich stellte die bolschewistische Regierung in Rußland die von ihr herausgegebenen Dokumente gemäß ihrer Perspektive auf das Geschehen zusammen: Hier wurde der Krieg als eine imperialistische Selbstmordtat hingestellt.⁵⁷ Aus ähnlichem politischen Blickwinkel legten der deutsche Sozialdemokrat Karl Kautsky und andere Autoren eine Dokumentensammlung vor.⁵⁸ Zwiespältiger waren die Ergebnisse der Untersuchungsausschüsse der deutschen Nationalversammlung und des Reichstags über die

Ursachen des deutschen Zusammenbruchs, wobei die führenden Verantwortlichen Deutschlands aus der Zeit vor der Revolution 1918 die Chance erhielten, belastende Fragen zu beantworten.⁵⁹ Die Deutschen setzten mit dem gewaltigen Werk »Große Politik der europäischen Kabinette« einen neuen Maßstab (40 Bände in 54 Teilbänden, veröffentlicht zwischen 1922 und 1926, die den gesamten Zeitraum von 1871 bis 1914 behandeln). Das Gesamtwerk war ursprünglich als Antwort auf die »Kriegsschuld«-Klausel des Versailler Vertrags geplant und traf daher auf subtile Weise eine Auswahl zugunsten des wilhelminischen Deutschland. Dennoch war und bleibt die »Große Politik« der Ausgangspunkt für die Arbeit aller Diplomatiehistoriker.⁶⁰ Der Erfolg dieses Werkes drängte Großbritannien und Frankreich zu eigenen Großprojekten. Diese bestanden einerseits in den elf Bänden der Dokumente des englischen Außenministeriums, des Foreign Office, herausgegeben von G.P. Gooch und H. Temperley, »British Documents on the Origins of the War, 1898-1914« (1926-1938)⁶¹, und andererseits in den weniger schnell produzierten »Documents diplomatiques français« (1929-1959) auf französischer Seite.⁶²

Schließlich liegen die Memoiren der Verantwortlichen - mit vielfältigen Rechtfertigungsversuchen - vor. Die »führenden Militärs« waren am schnellsten mit ihren Memoiren auf dem Markt. Sir John French veröffentlichte sein Buch »1914« ein Jahr nach dem Waffenstillstand. Sir Ian Hamiltons »Gallipoli Diary« erschien 1920; während Sir William Robertsons »Soldiers and Statesmen« sechs Jahre später herauskam.⁶³ Auf deutscher Seite veröffentlichten Erich Ludendorff und Alfred Tirpitz bereits 1919 ihre Erinnerungen, gefolgt von Erich von Falkenhayn 1920.⁶⁴ Die Politiker schrieben langsamer. Theobald von Bethmann Hollweg, Reichskanzler 1909-1917, besaß gute Gründe für

eine rasche Rechtfertigung: Die zweibändigen »Betrachtungen zum Weltkrieg« erschienen bereits 1919/1921.⁶⁵ Der deutsche Kaiser Wilhelm II. hinkte mit seinem Erinnerungsband »Ereignisse und Gestalten« (1922) nur wenig hinterher und bestand darauf, daß die Ententemächte einen Angriffskrieg gegen ein unschuldiges Deutschland geplant hätten.⁶⁶ Winston Churchill (1908 Wirtschaftsminister, 1910 Innenminister, 1911–1915 Erster Lord der Admiralität) brachte den ersten Band seines Werkes »The World Crisis« ebenfalls 1922 heraus; der liberale britische Ministerpräsident (1908–1916) Herbert Asquith publizierte »The Genesis of the War« im Jahre 1923, es folgten 1928 seine »Memories and Reflections«; Außenminister (1905–1916) Sir Edward Grey, der nun Viscount Grey of Falloden hieß, veröffentlichte im Jahre 1925 »Twenty-Five Years«; und der konservative Politiker und Zeitungsbesitzer (und 1918 Informationsminister) Lord Beaverbrook ließ sein Buch »Politicians and the War« im Jahre 1928 erscheinen.⁶⁷ Der Ministerpräsident (1916–1922) und vormalige Schatzkanzler (1908–1915) David Lloyd George bildete mit seinen sechsbändigen »War Memoirs« (1933 bis 1936) den Schlußpunkt in dieser Reihe.⁶⁸

Nur wenige der Memoirenschreiber wagten die Greuel des Krieges zu verniedlichen, jedoch bestanden fast alle auf seiner Unabwendbarkeit. Die von britischen Politikern am häufigsten zum Ausdruck gebrachte Ansicht lautete, der Krieg sei das Ergebnis von derart gewaltigen historischen Kräften gewesen, daß kein menschliches Tun ihn hätte verhindern können. »Die Nationen schlitterten in den kochenden Kessel des Krieges hinein«, schrieb Lloyd George in einer berühmten Passage seiner Kriegserinnerungen. Und dies war keineswegs die einzige Metapher, die er bemühte, um die gewaltigen,

unpersönlichen Kräfte zu veranschaulichen.⁶⁹ Und Churchill benutzte in seiner »World Crisis« dasselbe Sternengleichnis:

»Man muß sich den Verkehr der Nationen in jenen Tagen (...) als eine erstaunliche Organisation der Kräfte (...) vorstellen, (...) die wie Himmelskörper sich einander im Raume nicht ohne (...) tiefgreifende magnetische Reaktionen annähern konnten. Gerieten sie zu nahe aneinander, dann wurden die Blitze ausgelöst, und über einen bestimmten Punkt hinweg, konnten sie ganz und gar aus den Umlaufbahnen herausgezogen werden, (...) in denen sie sich bewegten, und miteinander kollidieren.«⁷⁰

Bildkräftige Vergleiche mit klimatischen Erscheinungen waren gleichfalls beliebt. So erinnerte sich Churchill an »eine seltsame Stimmung in der Luft«, Grey schob einen Teil der Schuld auf die »miserable und ungesunde Atmosphäre«. Ein dubioser deutscher Kriegsveteran gebrauchte in seinen Erinnerungen an den Krieg weitgehend dieselbe Sprache:

»Was mir einst als Junge wie faules Siechtum erschien, empfand ich nun als Ruhe vor dem Sturme. Schon während meiner Wiener Zeit lag über dem Balkan jene fahle Schwüle, die den Orkan anzuzeigen pflegte, und schon zuckte manchmal auch ein hellerer Lichtschein auf, um jedoch rasch in das unheimliche Dunkel sich wieder zurückzuverlieren. Dann aber kam der Balkankrieg, und mit ihm fegte der erste Windstoß über das nervös gewordene Europa hinweg. Die nun kommende Zeit lag wie ein schwerer Alpdruck auf den Menschen, brütend wie fiebrige Tropenglut, so daß das Gefühl der herannahenden Katastrophe infolge der ewigen Sorge endlich zur Sehnsucht wurde: der Himmel möge endlich dem Schicksal, das nicht mehr zu hemmen war, den freien Lauf gewähren. Da fuhr denn auch schon der gewaltige Blitzstrahl auf die Erde nieder: Das Wetter brach los und in den Donner des Himmels mengte sich das Dröhnen der Batterien des Weltkriegs.«⁷¹

So Adolf Hitler im fünften Kapitel von »Mein Kampf«.

Für die Politiker, die den Krieg »gemacht« hatten - im Unterschied zu jenen, die wie Hitler durch ihn »gemacht« wurden -, ist es leicht zu erklären, warum die auf eine Naturkatastrophe anspielenden Bilder sie so sehr ansprachen. Zu einem Zeitpunkt, da man den Krieg als das größte Unheil der modernen Zeit betrachtete, dienten diese

Metaphern dazu, die Behauptung der Politiker zu illustrieren, es habe jenseits ihrer Macht gestanden, den Weltkrieg zu verhindern. Grey stellte *expressis verbis* fest, daß der Krieg »unvermeidlich« gewesen sei.⁷² Bereits im Mai 1915 hatte er eingestanden, eines »seiner stärksten Gefühle« während der Julikrise 1914 sei es gewesen, »daß er selber keine Macht habe, politische Entscheidungen zu treffen«.⁷³ »Ich pflegte mich selber zu quälen«, gab er im April 1918 zu, »indem ich mich fragte, ob ich durch Vorsicht oder Weisheit den Krieg hätte vermeiden können, aber ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß kein Mensch ihn hätte verhindern können.«⁷⁴ Zwei Monate zuvor hatte sich Bethmann Hollweg ähnlich geäußert: Er habe sich immer wieder gefragt, was er hätte unternehmen können, um den Krieg zu verhindern, und ob er überhaupt aufzuhalten war.⁷⁵ Es nimmt nicht wunder, daß für ihn eine Alternative unvorstellbar war.

Einige Historiker schreiben die Anspielungen auf die Naturkräfte fort, die die großen Mächte in den Abgrund trieben. Eric Hobsbawm hat den Ausbruch des Krieges mit einem Feuer und einem Gewitter verglichen. Corelli Barnett hat die britische Regierung mit »einem Mann [gleichgesetzt], der in einem Faß den Niagarafall hinuntertreibt«, und Norman Davies hat das Gleichnis von einem Erdbeben benutzt, das durch eine Verschiebung von Kontinentalplatten verursacht worden ist.⁷⁶

Andere stellen die Unvermeidbarkeit des Krieges heraus, ohne auf derartige Bilder zurückzugreifen. Unermüdliche Sozialdarwinisten teilten beispielsweise die Ansicht des früheren österreichischen Generalstabschefs (1906–1911; 1912–1917) Franz Conrad von Hötzendorf: Aufgrund des »treibenden Prinzips [des] (...) Daseinskampfs der Menschheit (...) hat sich unvermeidbar und unaufhaltbar die Katastrophe des Weltkriegs vollzogen«.⁷⁷ Einige

deutsche Historiker der Zwischenkriegszeit fanden Gefallen an der geopolitischen Interpretation, daß Deutschland als das »Land in der Mitte« besonders verwundbar gegenüber einer Einkreisung war und daher zwischen bismarckschen »Notbehelfen« und einem wilhelminischen Präventivkrieg zu wählen hatte.⁷⁸ Auch Historiker außerhalb Deutschlands stellten abstraktere, überpersönliche Hypothesen auf oder entwickelten Systemtheorien. Der Amerikaner Sidney Fay verbreitete sich über Präsident Woodrow Wilsons These, der Krieg sei das Ergebnis von Fehlern im internationalen System gewesen, es hätte nur geheime, vertraglich bindende Allianzen gegeben und Mangel an unabhängigen Verhandlungsmechanismen geherrscht.⁷⁹ Andere Autoren folgten Lenins Ansicht, daß der Krieg eine Folge imperialistischer Wirtschaftsrivalitäten sei, die den Arbeitern Europas durch kapitalistische Interessen aufgezwungen wurden - eine bemerkenswerte argumentative Umstellung der Richtung, die in der Vorkriegszeit Männer der Linken von Karl Kautsky bis J.A. Hobson vertraten, denen zufolge die Kapitalisten zu gerissen seien, um ihre eigene Selbstzerstörung zu beabsichtigen.⁸⁰ Dieser Ansatz - der sich in der Geschichtsschreibung der Deutschen Demokratischen Republik zu einem Dogma verhärtete - besitzt immer noch einige verstreute Anhänger.⁸¹

Als die Welt später am Rande eines dritten und letzten Weltkriegs zu stehen schien, tauchte im Kielwasser des globalen Konfliktes das Argument auf, die Pläne, die von den Generalstäben als Antwort auf technische Wandlungsprozesse entwickelt worden seien, hätten einen Krieg »nach Fahrplan« von einem bestimmten Punkt an unabwendbar gemacht: »Alle Beteiligten sind von einem bestimmten Punkt an gleichsam zu Gefangenen der